

# „Am spannendsten, wo eine Region über ehemalige Grenzen geht“

Überlegungen beim Jubiläum der „Fricktalisch-badischen Vereinigung in Bad Säckingen

*„Wie konnte man den Verteidigern der Heimat nur so dünne Schuhe liefern?“  
(Bertolt Brecht)*

Das Selbstverständnis der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde leitet sich nicht zuletzt aus ihrer grenzüberschreitenden Organisation und Arbeit ab. Das ist sicher nichts Besonderes in einer Zeit, da Zusammenarbeit über nationale Grenzen hinweg allenthalben beschworen wird. Doch wenn wir Alter und Anfänge dieses Vereins bedenken, werden wir automatisch auf eine Zeit zurückgelenkt, in der „Grenzüberschreitung“ nichts Gutes verieß, sondern einen furchtbaren Beigeschmack hatte. Wir wollen heute nicht fragen, wie schmal die gemeinsame Basis damals gewesen ist, auf der Verständigung noch möglich, oder wie dünn der Faden war, an dem die Kontakte zwischen Hüben und Drüben noch hingen. Wichtig ist, daß der verbliebene Rest an Vertrauen offenbar ausgereicht hat, nach dem Zweiten Weltkrieg eine zwischenzeitlich arg gezauste, aber eben doch bewährte Idee neu zu befeuern.

Nun muß man vor lauter Jubiläumslaune ja nicht verhehlen, daß sich das gegenseitige Verhältnis zwischen Deutschen und Schweizern von den geschichtlichen Belastungen, die bekanntlich nicht erst 1933 einsetzten, nie mehr ganz erholt hat. Aufgrund der Verschiedenheit dessen, was Heimat in der Geschichte der beiden Nationen bedeutet hat, können auch die Voraussetzungen und Ansätze, über Heimat zu reden, nicht dieselben sein. Mir persönlich scheint das Wort in der Schweiz überhaupt durch viel mehr Realität gedeckt als auf der deutschen Seite. Könnte man „Heimat“ nicht

geradezu für eine schweizerische Erfindung halten? An wie vielen Häusern jenseits des Rheins habe ich nicht schon den Schriftzug „My Heimet“ entdeckt – als ferne Erinnerung daran, daß Heimat nicht immer nur eine symbolisch und emotional besetzte Lebenswelt meinte. Und so, wie das Wort einmal für den konkreten, ererbten Besitz stand, erschien sie mir immer als fundamentales Gesetz, auf dem die Schweiz mental beruhte. Wir Deutschen, so kommt es mir vor, haben das durch unsere Geschichte irgendwie verwirkt. Bei uns war Heimat schon vieles – von der Hure bis zum Engel der Geschichte. Suhlte sich in den Morastgründen des Gauleitertums und spielte hinterher die reine mißbrauchte Unschuld. Dieses Spektrum hat die Schweiz am eigenen Leib nie erfahren müssen. Hier hatte man es mit gefesteten Traditionen zu tun. Mag sein, daß manche Täler riskierten, ein bißchen hinterm Mond daheim zu sein – aber das war der deutschen Variante immer noch vorzuziehen, die geglaubt hat, im Warthegau und sonstwo für neue Heimaten sorgen zu müssen. Und während die Nazis die Meister der Moderne ans Messer lieferten und ihre Werke in einer Luzerner Galerie verscherbeln ließen, hat man sich in der Schweiz damit begnügt, gegen ihre Unbequemheit die Heimatkunst aufzubieten.

So waren nach 1945 ganz verschiedene Neuanfänge angesagt. Auf der deutschen Seite nahm man das völlig diskreditierte Wort besser nicht mehr in den Mund, und wer es tat, hat sich intellektuell selber gerichtet. In der Schweiz dagegen schien sich das Konzept Heimat und „Geistige Landesverteidigung“ bewährt zu haben. Und doch habe ich den Eindruck, als sei der Rekurs auf das Eigene, auf

das „spezifisch Schweizerische“ nur um den hohen Preis der Selbstabschnürung, ja der Provinzialisierung zu haben gewesen. „Der Stolz auf die Gesundheit der schweizerischen Verhältnisse war auch unter Schreibenden eine verbreitete Krankheit“. Das hat gottlob ein Schweizer gesagt, der St. Galler Schriftsteller Hans Rudolf Hilty. Jedenfalls hat dieser Stolz einen großen Anteil an der Kritik, die das Land seit einigen Jahren auf sich zieht, weil er der notwendigen Selbstkritik im Wege stand. Erst die Frisch und Dürrenmatt, die Muschg und Meienberg haben das Land in jener lange vorhaltenden Selbstgefälligkeit gestört, die Albin Zollinger einmal als eine Art Urlaub von der Weltgeschichte gedeutet hat.

Bei uns, auf der deutschen Seite, blieb das Wort Heimat bis in die siebziger Jahre hinein tabuisiert. Daß man es heute wieder in den Mund nehmen kann, hängt mit einem neuen Stellenwert von Provinz und Region zusammen. Allzu lange hatte man sich jeglichen Fortschritt von urbanen Entwicklungen versprochen, dem Land schien nur der Nachvollzug städtischer Muster übrig zu bleiben. Dann offenbarten sich die Sackgassen des ungehemmten Wachstums. Vor dem Hintergrund globaler ökologischer Krisen gewann der Begriff „Lebensqualität“ an Plausibilität; und als Energiewirtschaft plus Politik den Oberrhein in eine Kühlrinne für Atomkraftwerke ummodellieren wollten, trafen diese Vorhaben auf den unvermuteten Widerstand der Bevölkerung. Man hat die plötzliche entdeckte Gemeinsamkeit zwischen Nordostschweizern, Elsässern und Südbadern in der Euphorie als „Alemannische Internationale“ bezeichnet. Die Wirklichkeit war, daß damals grenzüberschreitend Solidarität geübt wurde, daß das politische Lied eine gute Zeit hatte und der Dialekt eine Renaissance erlebte.

Dies war die spektakuläre Seite des Geschehens, doch von Dauer war die Bewegung des Regionalismus nicht. Der so unversehens losgebrochene Aufstand der Provinz mündete alsbald in die „Mühen der Ebene“; geblieben ist von dem Nein zu den politischen und wirtschaftlichen Verfügungsansprüchen der Zentralen ein gestiegenes Selbstbewußtsein, eine neue Wachheit gegenüber den Gefahren der Nivellierung, eine neue Sensibilität für Eingrif-

fe und Verschandelungen. Und ebenfalls nicht zu trennen vom Aufbruch der Regionen sind die regionalhistorischen Arbeitskreise. Was sie an räumlicher Beschränkung eingegangen sind, haben sie in den besten Fällen durch neue Fragestellungen und Methodenvielfalt wettgemacht, so daß sich für die Geschichtsforschung auch von dieser Seite neue Impulse ergeben haben.

Daneben gibt sich das Land heute gern nostalgisch und begnügt sich vielfach damit, Vorgärten mit vorindustriellem Landwirtschaftsgerät zu adeln und die Außenputze nach Fachwerk abzuklopfen. Auch auf dem Buchmarkt läßt sich die Volte in die wärmende Geborgenheit des Heimatidylls verfolgen: so weit tragen die Füße keinen, wie all die Autoren von Wanderbüchern uns glauben machen wollen; und was uns an Freßfahrten ins Elsaß empfohlen wird, verträgt kein Magen. Ein Forum hingegen, das wichtige Analysen und Diagnosen, beispielhafte Projekte und Modelle, interessante Entwicklungen über die Grenzen einzelner Orte oder Teilräume hinaus kommuniziert, kenne ich nicht. Auch keines, das sich als wahrhaft unabhängiges, geistig-kulturelles und kommunikatives Band für unsere größer gedachte Region verstünde und dabei einen Begriff von Kultur anlegte, der auf mehr wäre als auf Tips und rasches Konsumieren. Die Lage der südbadischen Verlagslandschaft – und nur auf diese will ich mich hier beziehen, – wird gerade im Bereich regionaler Literatur immer trauriger; anspruchsvolle Titel haben fast nur dann noch eine Chance, wenn sie fremdfinanziert werden. Dafür sind im Freizeitbereich vermehrt Erscheinungen zu beobachten, die oberflächliche Erlebnisformen bieten, und in der Frage der Standortfaktoren spielen die sogenannten Spaßangebote eine immer größere Rolle.

Irgendwann zu Beginn der neunziger Jahre gab es einmal das Wort vom „Europa der Regionen“. Das war ein schöner Begriff, von dem ich schon die längste Zeit nichts mehr gehört habe. Irgendwie muß er in der Brüsseler Bürokratie untergegangen sein. Europa als ein Konglomerat von mehr oder weniger fest umrissenen Identitäten, eine schöne Konkurrenz regionaler Eigenschaften, die ganze bunte Vielfalt europäischer Landschaften und Einheiten unterhalb

der Nationen, die Vielgestalt dessen, was sie zu bieten haben an Landschaften und Traditionen, an Geschichte und Menschen. Friaul und Lapp-land, Pannonien und Bretagne, Burgenland und Camargue, Friesland und Galizien und und und. Am spannendsten wäre es dort, wo eine Region über ehemalige Grenzen geht, und warum nicht auch dort, wo sie noch bestehen – wie hier im Dreiland und im Gebiet von Fricktal und badischem Hochrhein.

Ein solches Verständnis habe ich zuletzt am Beispiel des Buches „Das Heimatlos“ gefunden. Es war das letzte Buch des Basler Dichters Dieter Fringeli, der 1999 starb. Allein schon der pfiffige Titel ist eine Einladung, den Bedeutungsebenen von Heimat nachzudenken. „Das Heimatlos“ – das kann nach etwas klingen, das über einen verhängt ist wie ein Schicksal; die Gefahr des Verlustes von Heimat schwingt mit; aber es wäre auch an einen Gewinn zu denken, wie man ihn mit einem „Los“ zieht. Diese Vieldeutigkeit findet sich auch im Buch selbst, einer einführenden Darstellung von Dichtung über einzelne Regionen. Das reicht von Walther Kauer's Bergell und Giovanni Orellis Tessin über das Elsaß André Weckmanns und das Bayern Oskar Maria Grafts bis hin zu Hamsun, Jean Giono und Faulkner. In diesem Konzept einer „Universale der Regionen“ liegt, glaube ich, der entscheidende Schritt über das tradierte Heimatverständnis hinaus, für das noch Albin Fringeli stand, der Vater unseres Autors. Sie werde ihn als den Dichter des Schwarzbubenlandes alle kennen; über ihn schreibt Dieter Fringeli in seinem Buch: „Sie nannten ihn Heimatdichter, er besang die Heimat, feierte sie mit Worten, die es nirgendwo sonst gab: Zauberworte, Märchenworte, die man nur in der Heimat richtig verstand und gebrauchte . . . atemlos erfuhr das Kind, daß es am richtigen Ort der Welt war, in der ‚Heimet‘.“

Die Heimat als „richtiger Ort der Welt“ – als ob es damit heute noch so einfach wäre. Das wäre dann eine Beschränkung der Welt, die auch wieder arm machte. Das 20. Jahrhundert hat uns eines besseren belehrt: daß man seiner Heimat nicht so sicher sein kann, im tatsächlichen wie im übertragenen Sinne; daß nicht das Eigene die große Herausforderung unserer

Zeit darstellt, sondern das Andere – das Andere in seiner Unbekanntheit, im Verstörenden, vielleicht auch Gefährlichen, jedenfalls in seiner Abweichung vom Gewohnten. Jean Améry, dem man die Heimat genommen hat, meinte einmal: „Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben“.

Dennoch ist mit der Dominanz des ethnologischen Blicks, wie sie sich in der Literatur und in der Forschung, in der Kulturwissenschaft und im philosophischen Diskurs beobachten läßt, das Eigene nicht zweitrangig geworden. Dafür sind beide viel zu eng miteinander verknüpft – ja sie ergeben, recht betrachtet, nur gemeinsam einen Sinn. So, wie unser Bewußtsein immer auch der Infragestellung durch das Andere bedarf, ist auch der Rückzug ins Eigene, der Vergleich mit dem Gewohnten, der Bezug zur eigenen Umwelt produktiv. Ich bin ich, aber eben nicht nur –; wir sind wir, aber hoffentlich auch mehr. Schlimm wird's nämlich immer dann, wenn jemand oder eine Gruppe ganz genau weiß, was er oder sie ist und was die andern sind.

Eine solche Verteidigung des Eigenen, aber auch seine kritische Infragestellung erscheinen mir gleich wichtig. Die Verteidigung des Eigenen ist es besonders vor dem Hintergrund der Globalisierung, von der zu befürchten steht, daß sie die Nischen unserer regionalen Besonderheiten immer gnadenloser ausräumt. Ihren gleichmacherischen Tendenzen entgegenzutreten ist auch eine kritische Heimatkunde gefordert – schafft sie doch mit am Bewußtsein, daß nur eine vielgestaltige Zukunft lebenswert ist, daß auch Regionen, Kleinräume und Heimaten ihr eigenes Recht haben. In dem Maße, wie es einer solchen Heimatkunde gelingt, das Eigene von der Welt nicht abzuschotten, sondern es zu ihr in Beziehung zu setzen, wird sie sich auch als modern und unentbehrlich erweisen.

Anschrift des Autors:  
Manfred Bosch  
Dinkelbergstraße 2b  
79540 Lörrach